

Edition
scribere &
legere



Gertrud Erbler

Geboren im Tausendjährigen Reich

Kindheit 1938–1945
in Kurzgeschichten
nach eigenen Erinnerungen
und Aufzeichnungen meiner Mutter

1. Auflage 2023

(Bearbeitete Neuherausgabe des ursprünglichen Titels

Das Kind der tausend Jahre)

© Edition scribere & legere

im AndreBuchVerlag

Alle Rechte bei der Autorin

Fotos: Gertrud Erbler

Bildmotiv Einband: *Prater nach Zerstörung*

(Zeitungsausschnitt 1945, Sammlung Erbler)

Satz/Layout: Andreas H. Buchwald

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z.o.o. (Booksfactory)

Printed in Poland

ISBN 978-3-949143-29-8

Edition
scribere &
legere

Vorwort

Es gibt kaum jemanden, der sich an nichts aus seiner Kindheit erinnern kann. Begebenheiten, die die Kinderseele besonders bewegten, bleiben im Unterbewusstsein verborgen. Doch oft genügt ein Wort, ein Blick, ein Ton, eine Geste, vielleicht auch ein Foto, und plötzlich sind sie wieder da, die Erinnerungen – so, als wäre alles erst gestern gewesen.

Dass alte Leute gerne aus ihrer Kindheit und Jugend erzählen, ist ja bekannt, da ihr Langzeitgedächtnis und ihre Lebenserfahrung zusammenspielen, miteinander verbunden werden und so ein lebendiges Bild der Vergangenheit bis zurück zu frühesten Kindheitserinnerungen erstehen lassen.

Nun, auch ich gehöre zu diesen alten Leuten, nur habe ich sicher eine ereignisreichere Kindheit erlebt als viele andere. Ergänzend waren noch die Schilderungen und Aufzeichnungen meiner Mutter, und so entstanden diese Kurzgeschichten, die sich alle in der Zeit zwischen 1938 und 1945 ereigneten.

Traurig und heiter, so wie ein Leben eben spielt, dessen Einschränkungen durch die Diktatur Hitlers und seiner Handlanger sowie den zweiten Weltkrieg geprägt wurden, grundsätzlich unverfälscht und kaum mit dem Schmuck dichterischer Freiheit verbrämt.



Lore mit der kleinen, wohlgenährten Gerti

Der Name ein Problem?

Als ich mich am 16. März 1938 entschloss, den engen Raum des Mutterleibes zu verlassen, hatte ich mir für meine Geburt keinen guten Tag ausgesucht. Mein erster Schrei im Heereskrankenhaus ertönte genau während der ersten Rede des sich zum Führer ernannten ehemaligen Gefreiten des ersten Weltkrieges in Wien. Hitler hatte sich den Heldenplatz ausgesucht, wo er vom Balkon des Völkerkundemuseums (heute Weltmuseum) den Anschluss Österreichs an Deutschland verkündete. Die riesigen Reiterstandbilder zweier heldenhafter österreichischer Feldherren, nämlich Prinz Eugens, des Siegers von Belgrad, und des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, boten dem überzeugenden Schreihals ungewollt den nötigen historischen Rahmen.

Der Name Österreich war damit ausgelöscht und ich zur Ostmärkerin degradiert worden. Österreich hieß ab sofort Ostmark und war ein Teil des Deutschen Reiches.

Tausende jubelten dem unscheinbaren, fast fünfzigjährigen Mann zu, Tausende, die sieben Jahre später alle von der gleichen Krankheit befallen wurden: nämlich dem Gedächtnisschwund.

Nun, für mich hatte all das dreierlei Folgen:

Erstens war ich keine Österreicherin mehr, sondern eine Ostmärkerin, zum Glück aber noch Wienerin.

Zweitens konnte niemand meine Ankunft gebührend be-

grüßen. Meine Geburt hatte keine Chance, sich gegen den bedeutenden Redner am Heldenplatz durchzusetzen.

Drittens war ein Namensproblem entstanden, das durch die Machtübernahme Adolf Hitlers stark beeinflusst wurde. Mutters Freundin Kitty, die meine Taufpatin werden sollte, und ihr Ehemann waren schon seit langem illegale Mitglieder der NSDAP (**N**ational**s**ozialistischen **D**eutschen **A**rbeiter**p**artei) gewesen. Peppo, Kittys Mann, hatte kurz zuvor das ehrenvolle Amt des Parteikassiers übernommen, was ihm später sehr zugute kommen sollte. Sie durften diese Rede natürlich nicht versäumen.

Mein Vater, der auf Grund der schlechten Arbeitslage aus der Staatsfabrik, wo er als Kesselbauingenieur gearbeitet hatte, entlassen worden war, hatte sich zum österreichischen Heer gemeldet. Adolf Hitler gliederte noch am Tag seines Einmarsches – zwei Tage vor meiner Geburt – dieses Heer der Deutschen Wehrmacht ein. Es gab keine freien Tage, Hitler musste bewacht werden. Wieso eigentlich, wenn ihm doch so viele zujubelten?

Jedenfalls konnte mein Vater mich nicht besichtigen kommen.

Dann gab es auch noch drei Tanten meines Vaters, die wohl Muße gehabt hätten, doch für diese war meine Mutter ein rotes Tuch. Nur wenn mein Vater dabei war, akzeptierten sie ihre Anwesenheit. Sie fanden die Frau ihres Neffen arrogant, weil erzogen in einem vornehmen Internat. Außerdem konnte sie nach dem Urteil jener drei Grazien auch nicht gut kochen, was für eine Ehe – in ihren Augen – die wichtigste Eigenschaft einer guten Hausfrau darstellte.

Also kamen auch sie nicht. Allerdings waren sie am nächsten Tag alle in Mutters Krankenzimmer versammelt, denn nun ging es darum, für mich einen passenden Namen zu finden.

Was meine Mutter mir darüber erzählt hat, muss kabarett-

reif gewesen sein. Das Ganze mag sich ungefähr so abgespielt haben:

Nachdem mich die Tanten ausgiebig betrachtet und in den höchsten Stimmlagen mit „Dadada und Putziputzi“ bedacht hatten, stellte die lange Tante Rosa unumstößlich fest:

„Der ganze Papa, wie er leibt und lebt.“

„Die Augen sind genau, wie der Eduard sie hat, so schön blau“, schwärmte sie dann.

Wie sie das allerdings hatte feststellen können, verwunderte meine Mutter, denn ich hatte die Augen geschlossen und schlief selig.

Als meine Mutter sie danach fragte, meinte sie nur: „Paperlapapp! Sie ist ganz der Eduard.“

Auf diese Weise machte sie der Betrachtung ein Ende. Ihr Wort galt. Schließlich war sie die Frau eines Hofrates und stand daher über ihren Schwestern.

„So, jetzt zum Namen“, fuhr sie schließlich fort. „Ich finde es angebracht, richtig alte Traditionen hochzuhalten. Danach bekommen die erstgeborenen Töchter den Namen der Mutter.“

Dann allerdings schlug ihre Abneigung gegen meine Mutter durch. „Da aber Lia, oder besser die vollkommene Form Cäcilia, nicht brauchbar ist, bestehen wir darauf, dass das Mädchen nach der Großmutter Ludmilla genannt wird.“

Die beiden anderen Grazien nickten beifällig. Wer wollte schon gegen Rosa stimmen?

Meine Mutter sandte einen verzweifelten Blick in Eduards Richtung. Er war der Einzige, der diesen Namen ablehnen konnte, denn ein Ingenieur stand in Rosas Rangleiter höher als ein Hofrat.

Eduard, der mit seinen beiden Geschwistern nach dem frühen Tod der Eltern von den Tanten und seiner Großmutter großgezogen worden war, hatte es mit seiner Schlaueit und charmanten Art immer verstanden, die alte Garde um

den Finger zu wickeln. Sehr theatralisch brachte er daher seinen Einwand an.

„Meine lieben Schutzengel, ich weiß, ihr wollt immer nur das Beste, aber so gerne ich meine Großmutter auch hatte, ihr Name gefiel mir nie.“

„Aber Milli ist doch eine entzückende Abkürzung. Und würde so gut zu deiner kleinen Tochter passen“, unterbrach Rosa etwas erregt.

„Nun, das kann schon sein, aber ich bevorzuge doch einen anderen Namen, und ich weiß, ihr seid mir nicht böse deshalb. Ihr wart doch immer meine verständnisvollen, lieben Tantchen.“

Eduard warf einen Blick auf Lia, die zufrieden nickte.

„Ja und, was wäre das für ein Name?“, fragte Rosa etwas spitz, aber doch schon ein wenig geneigt, einzulenken.

Eduard und Lia hatten sich indessen schon lange auf den Namen Esther geeinigt.

Die etwas übervollschlanke (um es höflich auszudrücken) Tante Poldi räusperte sich ein wenig, als überlegte sie, ob sie einen Einwand wagen sollte.

„Na ja“, erlaubte sie sich endlich zu sagen, „ein wenig sieht sie auch unserer Schwester ähnlich. Das Kinn hat sie wie die Ludmilla.“

Dem stimmte auch die spindeldünne Tante Frieda zu.

„Mir gefällt aber Esther sehr gut“, bekräftigte mein Vater seinen Vorschlag. Er erwähnte nicht, dass Lia an der Namenswahl beteiligt war, sonst wäre sofort ein Veto gekommen. Doch das kam nun trotzdem von Peppo und Kitty.

„Seid ihr wahnsinnig? Ihr könnt doch eurem Kind keinen jüdischen Namen geben! Wie stellt ihr euch das vor? Das Mädchen wäre für immer mit diesem Namen gebrandmarkt.“

Mein Vater, ein eingeffleischter Sozialist, machte sich weder etwas aus der NSDAP noch aus Hitler und war dementsprechend sauer auf Peppo. Und er liebte es, ihn zu provozieren.

„Was glaubst du denn, wie lange dieser Gefreite am Ball bleibt?“

„Er hat uns ein Tausendjähriges Reich versprochen, und das wird er auch zustande bringen“, konterte Peppo verbissen.

Wenn ich das aus heutiger Sicht betrachte, muss ich eigentlich schon älter als tausend Jahre sein, denn ich habe dieses Tausendjährige Reich überlebt. Und ich finde, dass ich dafür noch recht gut erhalten bin.

Aber zurück zur Geschichte.

„Abgesehen davon, dass dieses Großmaul nicht tausend Jahre leben kann, bin ich sicher, dass das Reich nicht einmal zehn Jahre übersteht“, spöttelte mein Vater.

„Hüte deine Zunge! Du hast Glück, dass unsere Frauen Freundinnen sind, sonst ginge dieses Gespräch böse aus“, fauchte Peppo Eduard wütend an.

Bevor Eduard noch antworten konnte, griffen die beiden Ehefrauen schlichtend ein.

„Irgendwie muss ich Peppo Recht geben. In dieser Zeit kann ein jüdischer Name zum Nachteil werden. Was würdest du denn vorschlagen, Kitty?“

Die beiden Streithähne hatten sich beruhigt. Kitty brachte ihre Vorschläge ein.

„Nehmt doch einen Namen aus der deutschen Heldenliteratur. Da gibt es eine Menge, zum Beispiel Brunhilde, Walfriede, Hildegunde, Sieglinde, Isolde oder Gertrude.“

„Also wenn es schon sein muss, würde mir Gertrude am besten gefallen“, ließ Rosa sich vernehmen.

Ihre beiden Untergebenen nickten beifällig. Schließlich einigten sich alle dann auf Gertrude – die Speerträgerin – und obendrauf gab es dann noch Katharina, den Namen der Taufpatin. Und Ludmilla, den Namen der Großmutter. Somit waren alle Beteiligten zufrieden gestellt worden.

„Habt ihr schon einen Termin in der Kirche ausgemacht?“, fragte Tante Rosa unerwartet. Peppo, Kitty, Lia und Eduard sahen sich etwas verlegen an. Eine kleine Pause entstand.

„Eine große Taufe in der Kirche geht absolut nicht“, platzte Peppo ungehalten und bestimmt heraus.

Die Gesichter der drei gealterten Grazien wurden lang und länger. Gemeinsam erkundigten sie sich sehr erregt, warum keine Taufe in der Kirche möglich sei.

„Weil Kitty und ich Nationalsozialisten sind und wir uns nicht öffentlich zur Kirche bekennen wollen. Schlimm genug, dass meine Frau unbedingt Taufpatin sein möchte“, antwortete Peppo prompt.

„Ja, aber das Kind muss doch getauft werden“, ereiferten sich die Tanten sichtlich erregt.

„Sicher war das deine Idee, Cäcilia. Du solltest dich schämen“, fauchte Rosa giftig.

„Ja, das solltest du“, bestätigten Poldi und Frieda.

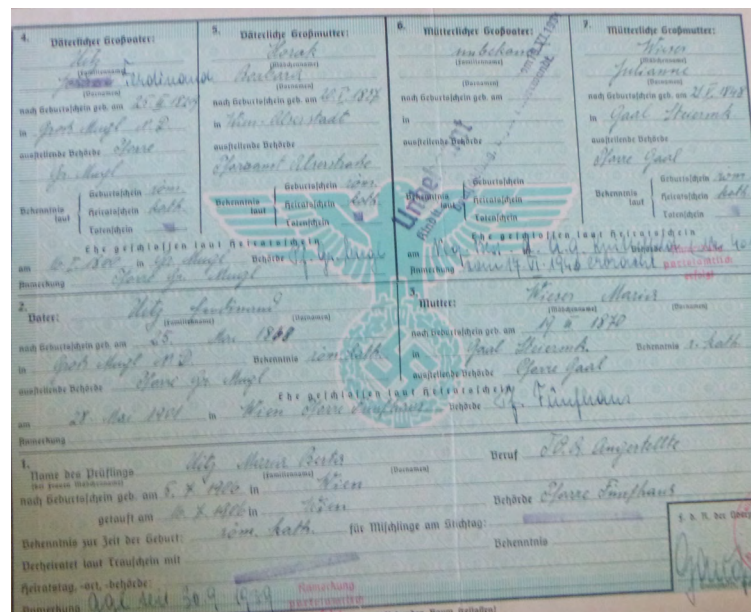
Jetzt aber griff Eduard ein.

„Meine lieben, guten Tantchen, Lia hat damit gar nichts zu tun. Meine Tochter wird auch getauft, aber gleich hier in der Klinik vom Militärpfarrer. Das gehört sich so – für Kinder eines Soldaten.“

Natürlich hatte er bei dieser Aussage ein ganz klein wenig geflunkert. Die Worte *das gehört sich* waren nur beigefügt, um den Tanten die Unabdingbarkeit seines Beschlusses klar zu machen.

„Ja, wenn das so ist“, nahm die Frau Hofrat, wie sich Rosa gerne betiteln ließ, das Gespräch wieder auf und fuhr fort: „Dann haben wir bei der Taufe nichts verloren. Und glaubt ja nicht, dass es Taufgeschenke gibt.“

Poldi und Frieda nickten zustimmend. Danach drehten sich alle drei um, wie einem militärischen Kommando folgend, und verließen so aufrecht, wie sie es in ihrem Alter gerade noch vermochten, das Krankenzimmer.



Abstammungsnachweis

Ich wurde also im Heeresspital auf die Namen *Gertrude Katharina Ludmilla* getauft und mit der Abkürzung meines Namens *Gerti* mit Freude und Wohlwollen in die Gemeinschaft des *Vielvölkerhauses* aufgenommen, in dem meine Eltern seit kurzer Zeit wohnten.

Das Vielvölkerhaus

Es war ein schon in die Jahre gekommenes Eckhaus mit einem riesigen, hölzernen Eingangstor, dessen brauner Anstrich teilweise abblätterte. An beiden Torflügeln blickte ein lebensgroßer Löwenkopf mit einem überdimensionalen Klopfring im Maul die Eintretenden an. Es sah fast so aus, als wollte er warnen, denn Fremde waren nicht gerne gesehen innerhalb der eingeschworenen Hausgemeinschaft.

Auf der einen Straßenseite gab es einen Kohlenhändler, der im Laufe der Jahre große Bedeutung erlangte, und um die Ecke gab es einen *Greißler*. (Heute sagt man *Tante-Emma-Laden* dazu.)

Das Gebäude selbst war in U-Form gebaut, wobei die freie Seite durch eine hohe Mauer begrenzt wurde, sodass sich ein quadratischer, von außen nicht einsehbarer Innenhof ergab, der ehemals als Wagenpark für die Kutschen des früheren Eigentümers diente. Eine weitere große Flügeltür führte in diesen Hof. Sie war das letzte Zeichen der ehemaligen Pracht, denn die großen, kunstvoll geätzten Glasscheiben hatten seltsamerweise allen bisherigen Herausforderungen standgehalten, im Gegensatz zu den Gangfenstern. Da fast alle Wohnungsfenster zum Hof hin angelegt worden waren, ergab sich dadurch eine erstklassige Verständigungsmöglichkeit, aber davon später. Ausgetretene Steinstufen führten, einer Wendeltreppe ähnlich, drei Stockwerke hinauf bis zum Dachboden. Von der ebenerdig vom Hof aus betretbaren Wasch-

küche aus – dem ehemaligen Pferdestall – bedeutete es eine erhebliche Anstrengung, mit der nassen Wäsche dort hinauf zu klettern. Schließlich gab es noch keine Wäscheschleuder oder etwa einen Trockner, von einem Lift ganz zu schweigen. Ein solcher Aufstieg mochte gut und gern ein Training in einem der heutigen Fitnesscenter ersetzen. Auch das Einseifen, Bürsten und Rumpeln der Wäschestücke benötigte viel Kraft, zumal das gerippte Waschbrett, *Rumpel* genannt, den Fingern nicht gerade gut tat. Nicht selten schrubbte man sich daran wund.

In einer Ecke des Innenhofes stand ein uralter Kastanienbaum, der brav jede einzelne Jahreszeit anzeigte. Der Stamm war so dick, dass man eine Bank um ihn herumgezimmert hatte. Außerdem stand ein massiver Naturholztisch unter seinem Blätterdach, mit Baumstümpfen als Sitzgelegenheiten. Dort wurden bei schönem Wetter heiße *Schnaps*partien ausgetragen. Der Wipfel des Baumes reichte bis über den Dachboden hinauf, und im Herbst fiel so manche Kastanie durch offene Fenster in die Wohnungen hinein.

Der Hof bildete das große Kommunikationszentrum aller Parteien, die *Bassena* des jeweiligen Stockwerkes, wobei es nicht selten auch stockwerkübergreifende Debatten gab.

Dieses Haus war eine aus allen Ländern der ehemaligen Monarchie zusammengewürfelte *Ramasuri*. In ihm herrschte ein Sprachengewirr wie beim Turmbau zu Babel. Um sich untereinander verständigen zu können, bedienten sich alle der deutschen Sprache, nur eben mit dem jeweiligen Akzent der Muttersprache garniert. Im Grunde genommen ging es immer friedlich zu, selbst wenn zuweilen hitzige Debatten stattfanden. Für Streitgespräche hatten sich besondere Regeln entwickelt. So bediente sich jeder beim Schimpfen der eigenen Muttersprache; der deutsche Schimpfwortschatz wäre nicht ausreichend gewesen für lange Kanonaden. Da auf diese Weise keiner verstand, welche Ausdrücke sein Widersacher